

BUCHKRITIK

Unterwegs zu einer „Erkenntnistheorie nach dem Skeptizismus“

Von MARCUS WILLASCHEK (Münster)

MICHAEL WILLIAMS: PROBLEMS OF KNOWLEDGE. A Critical Introduction to Epistemology, Oxford University Press, Oxford 2001, 276 S.

Vor mehr als 20 Jahren beschwor Richard Rorty in *Philosophy and the Mirror of Nature* (1979) das „Ende der Erkenntnistheorie“: Die Idee einer solchen Disziplin beruhe auf einem ganzen Bündel fragwürdiger Annahmen und falscher Zielsetzungen; sobald deren Fragwürdigkeit und historische Zufälligkeit durchschaut sei, könne die Menschheit in ein glücklicheres, post-epistemologisches (letztlich post-philosophisches) Zeitalter eintreten. Auch Michael Williams plädierte in seiner von Rorty betreuten Dissertation *Groundless Belief* (1977) dafür, die Erkenntnistheorie durch eine antifundamentalistische Konzeption empirischen Wissens überflüssig zu machen. Sein neuestes Buch trägt den erkenntnistheoriekritischen Impuls zwar noch im Untertitel, doch bezieht sich die Kritik nun nicht mehr auf die Erkenntnistheorie insgesamt, sondern nur noch auf bestimmte ihrer Ausprägungen. Tatsächlich entwickelt Williams im Gewand einer „kritischen Einführung in die Erkenntnistheorie“ eine markante und eigenständige Theorie des Wissen und der epistemischen Rechtfertigung.

Das Unternehmen der Erkenntnistheorie charakterisiert Williams durch fünf Probleme: (1) das *analytische* Problem („Was ist Wissen?“), (2) das *Abgrenzungsproblem* („Worüber können wir etwas wissen und welche Arten von Wissen gibt es?“), (3) das Problem der *Methode* („Welchen Methoden des Wissenserwerbs folgen wir, welche von ihnen sind rational, und wie können wir sie verbessern?“), (4) das Problem der *Bewertung* („Warum sollten wir Wissen wertschätzen?“), (5) das Problem des *Skeptizismus* („Ist Wissen möglich?“) (1 f.). Anders als die Vertreter einer von Quine inspirierten „naturalisierten Erkenntnistheorie“ betrachtet Williams den Skeptizismus als eine ernsthafte Herausforderung. Doch im Gegensatz zur traditionellen postcartesischen Erkenntnistheorie sieht er in der Fixierung auf den Skeptizismus zugleich eine Berufskrankheit, von der er sich und seine Kollegen befreien möchte. Dies soll jedoch nicht auf dem Weg einer Widerlegung des Skeptizismus geschehen, sondern durch den Nachweis, dass die skeptischen Zweifel auf fragwürdigen theoretischen Annahmen beruhen.

Bereits in seinem Hauptwerk *Unnatural Doubts* von 1991 hatte Williams dem erkenntnistheoretischen Skeptizismus eine komplexe Diagnose gestellt, in deren Mittelpunkt der Vorwurf des „erkenntnistheoretischen Realismus“ steht. Darunter versteht Williams ein „realistisches“ Verständnis erkenntnistheoretischer Kategorien, dem zufolge Ausdrücke wie „Wissen“, „Wissen über Sinneseindrücke“, „Überzeugung über die Außenwelt“ objektiv vorgegebene Klassifikationen erfassen, die einer einheitlichen theoretischen Erklärung zugänglich

lich sind. Der erkenntnistheoretische Status einer bestimmten Überzeugung (insbesondere ob sie als Wissen gilt) hinge demnach nur davon ab, in welche dieser Kategorien sie fällt. Ohne diese „realistische“ Unterstellung, so Williams, könnte der Skeptizismus nicht alle Überzeugungen einer bestimmten Kategorie („über die Außenwelt“, „über das Fremdpsychische“ usw.) auf einmal infrage stellen und würde daher nicht den Grad an Allgemeinheit erreichen, der ihn zu einer philosophischen Herausforderung macht.

Eine Alternative zum erkenntnistheoretischen Realismus sieht Williams im *Kontextualismus*, zu dessen bekanntesten Vertretern er (neben David Lewis, Keith DeRose und Steward Cohen) zählt. Den unterschiedlichen Versionen des Kontextualismus ist die Auffassung gemeinsam, dass der epistemische Status einer Überzeugung nicht ein für alle Mal feststeht, sondern mit dem jeweiligen (Gesprächs-)Kontext variieren kann. Um das an einem einfachen Beispiel zu verdeutlichen: Wenn A glaubt, dass B gestern in Hamburg war, weil B selbst ihm dies gesagt hat, und B in dieser Hinsicht vertrauenswürdig ist, dann *weiß* A den alltäglichen Standards zufolge normalerweise, dass B gestern in Hamburg war (vorausgesetzt natürlich, B ist gestern wirklich in Hamburg gewesen, denn Wissen impliziert Wahrheit). Müsste A aber nun über Bs gestrigen Aufenthaltsort als Zeuge vor Gericht aussagen, so würde die Begründung „B selbst hat es mir gesagt“ offenbar nicht ausreichen, um Wissen beanspruchen zu können, denn die Standards vor Gericht sind strenger als die, die wir normalerweise im Alltag anlegen.

Williams' Version des Kontextualismus, die er im vorliegenden Werk weiterentwickelt und präzisiert, unterscheidet sich allerdings in einigen wichtigen Punkten von anderen Versionen: *Erstens* geht Williams von der traditionellen Analyse des Wissensbegriffs als gerechtfertigter wahrer Meinung aus; vom Kontext hängt seiner Auffassung zufolge ab, wann eine wahre Meinung ausreichend *gerechtfertigt* ist, um als Wissen zu gelten. *Zweitens* zieht Williams nicht nur den Gesprächskontext im engeren Sinn in Betracht, sondern fächert den Kontextbegriff in fünf „Aspekte“ oder „Faktoren“ auf (nämlich semantische, methodologische, dialektische, ökonomische und situative; 159–162). Williams versteht den Kontextualismus daher auch nicht als semantische These über die Bedeutung von Wissenszuschreibungen, sondern als eine genuin erkenntnistheoretische These über unseren Begriff des Wissens. Und *drittens* hängt von den genannten Kontextfaktoren nicht nur die *Strenge* der Standards ab, die jemand erfüllen muss, um Wissen beanspruchen zu können, sondern auch, ob überhaupt eine explizite Rechtfertigung erforderlich ist und was als ernst zu nehmender Einwand gilt.

Der letztgenannte Punkt ergibt sich aus der Verknüpfung des Kontextualismus mit einer pragmatistischen Konzeption von Rechtfertigung, die Williams im Anschluss an Robert Brandom als „default and challenge“-Modell bezeichnet: In einem gegebenen Kontext sind bestimmte Überzeugungen bereits dadurch gerechtfertigt, dass sie faktisch nicht bezweifelt werden [*default*]; nur wenn ein (relevanter) Zweifel vorgebracht wird [*challenge*], ist eine explizite Rechtfertigung erforderlich. Dieses Modell beruht auf der Unterscheidung zwischen zwei verschiedenen Rechtfertigungsbegriffen (22 ff.): *Personale* Rechtfertigung betrifft die Frage, ob eine Person in ihren Überzeugungen „epistemisch verantwortungsbewusst“, also hinreichend kritisch und sorgfältig verfährt; sofern man diesem Anspruch genügt, ist man in seinen Überzeugungen gerechtfertigt. (Hier ist es also das Überzeugungssubjekt, das gerechtfertigt ist, sofern es die nötige Sorgfalt hat walten lassen.) Davon unterscheidet Williams die „adäquate Begründung“ [*adequate grounding*], die darin besteht, dass für die fragliche Überzeugung tatsächlich ausreichende Gründe vorliegen. Sind diese Gründe dem Überzeugungssubjekt bekannt und diskursiv artikulierbar, spricht Williams von „*evidentieller* Recht-

fertigung“ (24). (Hier ist es also die *Überzeugung*, die gerechtfertigt ist, sofern es solche Gründe in ausreichendem Maß gibt.) Williams lässt aber auch „externe“ Faktoren (wie die faktische Verlässlichkeit eines Sinnesorgans) als „adäquate Gründe“ zu.

Die Unterscheidung zwischen den beiden Rechtfertigungsbegriffen hat traditionell in der Erkenntnistheorie keine große Rolle gespielt, da zumeist vorausgesetzt wurde, dass die personale Rechtfertigung vollständig von der Verfügbarkeit evidentieller Rechtfertigung abhängt. Diese Auffassung bezeichnet Williams als „Prior Grounding“-Konzeption (24). Sie führt unmittelbar in „Agrippa's Trilemma“ (auch als „Münchhausentriemmma“ bekannt): Wenn eine Überzeugung nur dann gerechtfertigt ist, wenn sie auf ausreichenden Gründen beruht, und diese Gründe in Form eines Behauptungssatzes explizit angebar sein müssen, dann kann man stets nach der Begründung der Gründe fragen; die Antwort auf diese Frage lässt sich wiederum infrage stellen, sodass man entweder in einem infiniten Regress, einem Begründungszirkel oder einem willkürlichen Abbruch der Begründung endet (61 ff.). Keine Überzeugung wäre jemals begründet oder gerechtfertigt.

Die Pointe des „default and challenge“-Modells besteht nun genau darin, personale Rechtfertigung auch unabhängig von evidentieller Rechtfertigung zuzulassen und so das Trilemma zu umgehen: Eine Person kann in einer bestimmten Überzeugung gerechtfertigt sein (im Sinne der personalen Rechtfertigung), auch wenn sie für diese Überzeugung keine expliziten Gründe (im Sinne der evidentiellen Rechtfertigung) anführen kann. Die Voraussetzung dafür ist allerdings, dass die Überzeugung über *default*-Status verfügt, das heißt, dass es sich um eine Überzeugung handelt, bei der in der fraglichen Situation die personale Rechtfertigung *unterstellt* werden darf, solange keine *challenge*, kein relevanter Einwand vorgebracht wird. Welche Überzeugungen über *default*-Status verfügen und welche Einwände relevant sind, hängt vom jeweiligen Kontext ab – der Kontextualismus und das „default and challenge“-Modell der Rechtfertigung greifen also unmittelbar ineinander. Um dies wiederum an einem Beispiel zu verdeutlichen (vgl. 160): Es wäre keine Steigerung der Genauigkeit, sondern einfach ein Wechsel der Disziplin, wenn ein Historiker vor aller Quellenarbeit zunächst versuchen würde, Russells skeptische Hypothese zu widerlegen, die Welt könnte mitsamt allen Quellen und Gedächtnisspuren erst vor fünf Minuten entstanden sein. Im „methodischen“ Kontext der Geschichtswissenschaft hat die These, dass die Welt nicht erst vor fünf Minuten entstanden ist, daher *default*-Status. Sofern die fragliche These tatsächlich wahr ist (und es auch keine uns unbekanntem Umstände gibt, die unseren Glauben an sie erschüttern *würden*, wenn wir von ihnen *wüssten*; vgl. 162), gilt Williams zufolge, dass die Historiker *wissen*, dass die Welt nicht erst vor fünf Minuten entstanden ist. Für einen radikalen Skeptizismus bleibt dann kein Raum mehr.

Hier möchte man vielleicht einwenden, dass der Skeptiker die Ebene wechseln und die Berechtigung der kontextualistischen Erkenntnistheorie bestreiten kann. Doch wenn Williams Recht hat, würde sich der Skeptiker mit der Ablehnung des Kontextualismus auf den erkenntnistheoretischen Realismus und die Prior Grounding Conception festlegen, und das wäre für ihn fatal. Seine Argumentation ist nämlich nur erfolgreich, wenn sie sich auf intuitiv einleuchtende, innerhalb unserer Praxis der Wissenszuschreibung unstrittige Voraussetzungen stützt (vgl. 58 ff.). Der Skeptiker muss zeigen, „that our practices of epistemic assessment break down from within, not that they fail to measure up to some standard imposed from without. This means that if a coherent, non-sceptical epistemology can be developed from within our ongoing theories of the world, we have everything we need.“ (197) Wenn der Skeptizismus, wie Williams meint, auf bestreitbaren theoretischen Annahmen beruht, dann leidet deren

Plausibilität unter den kontraintuitiven Konsequenzen, die der Skeptiker aus ihnen zieht. Eine (kontextualistische) Erkenntnistheorie, die diese Konsequenzen vermeidet, ist dann einfach die bessere *Theorie*. Auch auf dieser Ebene kann der Skeptiker also nicht gewinnen.

So viel zu den Grundzügen von Williams' eigener Position. Auch wenn er sie erst relativ spät systematisch entfaltet (Kap. 13–16), strukturiert Williams' systematische Perspektive von Anfang an seine Darstellung der erkenntnistheoretischen Probleme und Debatten. Im Mittelpunkt steht ein vergleichsweise traditioneller Themenkatalog: die Analyse des Wissensbegriffs (im Ausgang von der klassischen Definition als begründeter wahrer Meinung und Gettiers Gegenbeispielen, Kap. 1–4), der radikale Skeptizismus in seiner antiken und seiner neuzeitlichen Form (Kap. 5–6), Fundamentalismus (Kap. 7–9) und Kohärentismus (Kap. 10–12) als Konzeptionen der Rechtfertigung, Kausalität und Induktion (Kap. 17–18), sowie Relativismus, Objektivität und wissenschaftlicher Fortschritt (Kap. 19–20). Gegenwärtig stark diskutierte Themen wie die soziale Dimension des Wissens („testimony“, Expertenwissen), die „Naturalisierung“ der Erkenntnistheorie, der Reliabilismus (wonach Wissen nicht Rechtfertigung, sondern nur Verlässlichkeit erfordert), kommen bei Williams zwar durchaus vor, werden aber vergleichsweise kurz abgehandelt. So hält Williams den Versuch einer Naturalisierung auf Grund der irreduziblen Normativität epistemischer Begriffe für grundsätzlich verfehlt (33); dem Reliabilismus und der sozialen Erkenntnistheorie erkennt Williams ein beschränktes Recht zu, hält aber daran fest, dass Wissen Rechtfertigung erfordert, die im Fall berechtigter Zweifel auch diskursiv einlösbar sein muss (34 ff.). Diese Einschätzungen kann man teilen und trotzdem der Meinung sein, dass die damit verbundene Schwerpunktsetzung für den gegenwärtigen Diskussionstand in der Erkenntnistheorie nicht so repräsentativ ist, wie man es von einer Einführung (auch einer „kritischen“) erwarten darf. Anzumerken ist auch, dass Williams den Zusammenhang zwischen seinen Ausführungen zu Spezialfragen und dem Thema des jeweiligen Kapitels häufig nicht explizit macht. Viele Vor- und Rückgriffe erschweren das Verständnis ebenso wie eine große Anzahl idiosynkratischer, zum Teil redundanter Bezeichnungen (zum Beispiel 85: „Call this the ‚problem of the basis‘ or ‚the problem of security‘ [...]. Call this ‚the problem of the superstructure‘ or ‚the problem of adequacy‘“). An der Tauglichkeit als Einführung, die sich an den „average reader“ wenden soll, sind daher Zweifel angebracht. Für Leser jedoch, die in den gegenwärtigen erkenntnistheoretischen Debatten bereits einigermaßen bewandert sind, dürfte Williams' systematischer Zugriff selbst dann viele interessante, zum Teil überraschende Perspektiven und Einordnungen bieten, wenn man seinen Ansatz nicht teilt. Williams beherrscht sein Thema souverän, und er versteht es, die behandelten Probleme und denkbaren Lösungen auf einleuchtende und häufig erhellende Weise zu strukturieren. Es entsteht so eine Landkarte, die es dem Leser erleichtern kann, den schmalen Pfad vorbei an fundamentalistischen Sackgassen, kohärentistischen Umwegen und skeptischen Fallstricken in eine „Erkenntnistheorie nach dem Skeptizismus“ (241 ff.) zu finden.